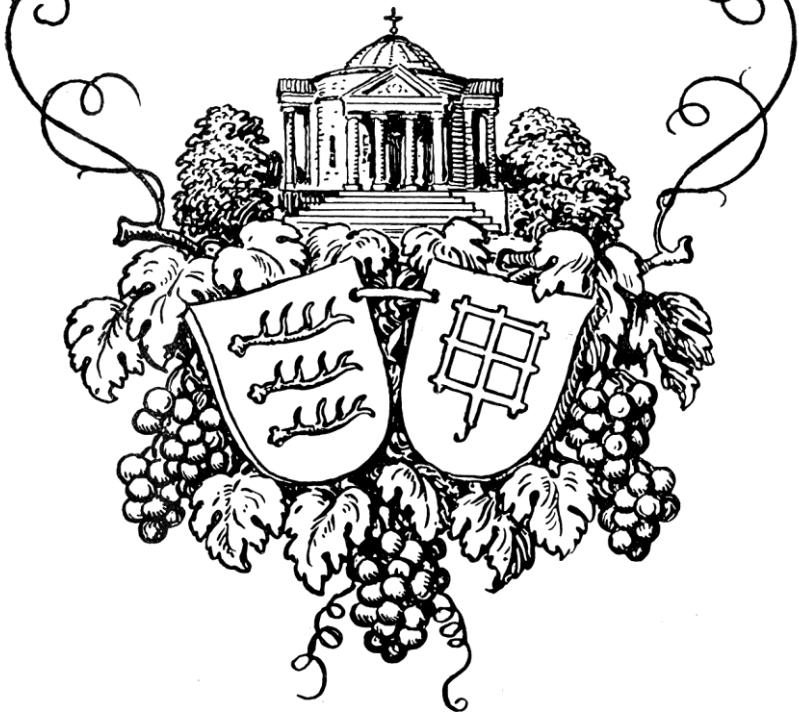
Rotenberg mit dem Württemberg



Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart

G. Kill

Im Selbstverlag des Verfassers
Druck von M. Ableiter, G. m. b. H., Stuttgart-Untertürkheim

Inhalt.

Grüß Gott! 3
Ein Gang durchs Dorf 5
Weihe der Burgkapelle 1083 9
Schicksale der Burg 11
Der Rotenberg 13
Nikodemus Frischlin als Gefangener und sein Verräter 15
Ein sonderbarer Junker 17
Der Hallstatthäuptling auf dem Württemberg/Phantasie) 20
D' Rot'berger 24
Freiheitsbrief vom Jahre 1478 27
Kampf um die Freiheiten 29
Hochwacht und Lärmkanone 31
Schwere Zeiten 34
Unser Dorfschmied 45
D'r Matthäus 48
David Pfeffer in Rotenberg 50
Die Dorfkirche 51
Der Glocken Gruß 52
Was die Großmutter von ihrer Konfirmation erzählt 55
Urgroßvaters Hochzeit 57
Eine merkwürdige alte Sitte bei Beerdigungen 61
Unsere Schule 62
Die Wedde 67
Von den Brunnen 69
Brunnenweihe in Rotenberg 73
Ein Gang durch die Markung 77
Der Hirte auf der Egelseer Heide 84
Vom Weinbau 87
Hundert Jahre Gemeindekelter 90
Weingefälle 92
Herbstordnung 96
Weinlese vor 100 Jahren in Rotenberg 98
Die Sage vom treuen Johannes 100

Phot. von Emil Roth, Eßlingen.

Grüß Gott!

Grüß Gott in meinem Rotenberg
Beim vielgenannten Württemberg
Im Heimatland der Schwaben!
Hier dringt der liebe Sonnenschein
Recht warm ins offene Herz hinein.
Wo kannst du's besser haben?

Tritt ein! Mein Dörfchen ist zwar klein,
Nicht allzugroß das Häuschen mein,

An Gold fehlt's hin und wieder.

Im schmucken Stübchen und bei Tisch
Gibt's Menschen fromm und treu und frisch,
Die Brust voll Lieb und Lieder.

Grüß Gott, wo rings die Rebe rankt,
In frischer Luft der Kirschbaum schwankt
Und tausend Vöglein singen.

Gott segne, dieses schöne Land

Und knüpfe fest das Freundschaftsband;
Laß unser Tun gelingen!

Ein Gang durchs Dorf.

Wer von Untertürkheim her durch den Hohlweg aufwärts steigt, sieht gleich beim Ueberschreiten der Rotenberger Markung, beim sog. Zuckerhäusle rechts einen steilen, steinigen Weg abbiegen. Es ist immer noch derselbe, auf dem vor Jahrhunderten stolze Ritter und schmucke Edelfräulein auf mutigen Rossen zur Burg hinangestiegen sind. Wir gehen zwischen Weinbergen, dann unter schattigem Grün der überhangenden Nußbäume dahin. Beim ersten Haus biegt von links die Straße in scharfer Haarnadelkurve ein. Sie ist erst im Jahre 1925 mit einem Kostenaufwand von 132 000 Mark fertig gestellt worden. Ihre Steigung beträgt nur noch 7-8 %, während bei der alten Straße Stellen mit 18 % zu überwinden waren. Schweißtriefende Pferde, hartschnaufende Kühe schleppten damals ihre bleischweren Lasten nach oben und die Buttenträger mußten gar manchesmal Halt machen, um Atem zu schöpfen. Mit Sorge sah man schwerbeladenen Weinfuhrwerken nach und man war froh, wenn sie die steilsten Punkte ohne Zwischenfall hinter sich hatten. Die Straße führt an der Kelter vorbei und biegt beim „Pfahlmarkt“ scharf links. Die Fortsetzung nach Untertürkheim ist erst um 1820 von der Kgl. Hofdomänekammer, welche auch den Platz dazu käuflich erworben hatte, angelegt worden. Rotenberger und Untertürkheimer haben damals freiwillig und fronweise die erste Planierung ausgeführt.

Unser Weg führt weiter zu der Stelle, wo der Rest der alten Straße einbiegt bei dem Hause mit dem Berner'schen Wappen. Der Name Hanfreiße, den diese Stelle führt, rührt von einem kleinen Weiher her, der allerdings schon seit 100 Jahren verschwunden ist. In früheren Zeiten baute man nämlich hier auch etwas Hanf und Flachs und kaufte noch rohe Stengel dazu. Nach dem Abrüffeln der Früchte wurden die Gespinstpflanzen in Büschel gebunden und in das Wasser der Hanfreiße gelegt. Hernach mußten die Hanf- und Flachsstengel im kurzen Grase ausgebreitet liegen, damit im Regen und Sonnenschein die Angeln mürb und spröd werden sollten. Emsig arbeiteten Frauen und Mädchen an ihren Brechen, Schwingen und Hecheln, um reines Werg zum Spinnen und Weben zu bekommen, und weithin war den Sommer über am Rain das zum Bleichen ausgebreitete Tuch zu sehen.

Wer oben angekommen ist, den ladet die hübsche Brunnenanlage zur kurzer Rast ein. Noch bis 1925 war hier eine Wedde und Enten trieben darauf ihr munteres Spiel. Gegenüber steht das Schul- und Rathaus auf dem einstigen „Wäsemle“, wo unsere Vorfahren an lauen Sommerabenden traulich miteinander ihren Feierabend verbrachten. Wer vor Jahren auf der Wahl war, ob er in Rotenberg oder in Uhlbach einkehren sollte, der

durfte nur in die „Krone“ gehen, sein erstes Viertele im Wirtslokal und das zweite im Nebenzimmer trinken, dann war beides zugleich geschehen. Ein feiner Ausweg für späte Gäste zur Zeit der mitternächtlichen Polizeistunde! Im Juli 1901 aber ist eine Markungsregulierung vorgenommen worden und seither steht auch die südliche Häuserreihe ganz auf Rotenberger Markung.

Das Gemeindebackhaus wurde 1875 erbaut. Darin gingen zahllose Rebbüschel in den Flammen auf, als das Backen eines Brotlaibs anderweitig Millionen kostete.

Beim „Hirsch“, wo einstens Pfeffer von Stetten seine Spässe machte, gerne trank und ungern zahlte, mündet von links die Brunnenstraße, vor 1927 Weckenschnittengäßle genannt, weil hier Bäckermeister Kuhnle vor 120 Jahren besonders beliebte Schnitten zu backen verstanden hat.

In der Kirchgasse ist am Hause links auf einem Gedächtnisstein zu lesen: „An Gottes Segen ist alles gelegen. Johann G. Winsch und dessen Hausfrau Anna Caterina Winschen. 1729.“ Das letzte Haus vor dem Plan ist das einstige Schul- und Rathaus. Der untere Teil des Kirchturms mit gotischen Fenstern ist noch ein Rest der 1497 erbauten Kapelle, welche inmitten eines kleinen Friedhofs gestanden ist.

Wir gehen zurück zum „Hirsch“ und ostwärts auf der Straße weiter. An einem zurückstehenden Giebel links fällt unser Blick auf das Jugendbildnis des Dichters Wilhelm Hauff, in Stein gehauen. Es ist von einem einfachen Weingärtner gefertigt worden. (S. Matthäus.)

Die Inschrift von 1738 mit den Namen Johannes und Anna Margaretha Lutz in einem Eckstein des nächsten Hauses zeugt davon, daß der Weingärtner vor 200 Jahren genau ebenso wie heute gewußt hat: „An Gottes Gnad und reichem Segen ist aller Menschen Tun gelegen.“

Die hintere Wand des ersten Hauses rechts steht auf einem Ueberbleibsel der einstigen Befestigungsmauer.

Links ladet Gasthaus und Metzgerei zum Ochsen zur Einkehr, rechts ein Kaffee mit Süßigkeiten. Wir sehen die Stettener Straße hinaus bis zum Nußbaum. Dort beginnt die untere Hundsnase, deren Straße erst 1928 tiefer und weniger steil gelegt worden ist. Rechts erhebt sich der Krähenbühl. Aus einem Steinbruch eben dort wurde der grüne Schilfsandstein zum Bau der Kapelle gebrochen. Auf dem Hügel steht die Schaller'sche Villa.

Beim Konsumladen (seit 1913) führt die Grabenstraße in nördlicher Richtung dahin über den aufgefüllten Befestigungsgraben außerhalb der einstigen Mauer. Hier war noch vor 120 Jahren die Grenze des Dörfleins. Rechts steht im Hintergrund die. 1910 erbaute und 1924 erweiterte Turn-

halle und davor ein Gedenkstein für die im Weltkrieg gefallenen Vereinsmitglieder. Schon im Jahre 1899 ist der hiesige Turnverein gegründet worden. Frische, frohe Menschen scharen sich zusammen und pflegen das Turnen nach dem Vorbild des großen Meisters Jahn. Mit welcher Gründlichkeit hier gearbeitet wird, zeugt eine große Zahl ehrenvollster Preise. Wo Grabenstraße und Torgasse zusammentreffen, muß vor Jahrhunderten eine Brücke gewesen sein und in unruhigen Zeiten ist ohne Zweifel auf das Tor ein besonderes Augenmerk gelegt worden.

Dort ist im Jahre 1904 ein Gemeindehaus, eine Pflegstätte der Einigkeit, gebaut worden mit der Inschrift: „Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab.“ In diesem Gebäude hat die Kleinkinderschule ihr dauerndes Heim gefunden; und seit 1924 ist auch die zweite Schulklasse darin untergebracht. Wieviele belehrende, anregende und fröhliche Stunden sind hier erlebt worden bei Versammlungen, Vorträgen, Singstunden und Festlichkeiten. Oben befindet sich der Kirchengemeindesaal mit einer reichhaltigen Bibliothek des Männervereins. Niemand mehr möchte diese Räume missen. Zuvor ist ein Armenhaus an diesem Platz gestanden und man wundert sich, daß es auch schon früher Wohnungsnot geben konnte; denn eben deshalb hatten sich 1865 Leute in diese armselige Hütte eingemietet.

Hinter dem Gemeindehaus liegt der Friedhof, der auch schon vorhanden war, als bei der Ortskapelle ein kleiner Kirchhof lag. Wenn die Räder der Zeit unaufhaltsam, ewig gleich sich drehen, hier scheinen sie stille zu stehen. Die fernsten Jahrhunderte finden sich wieder; denn die heimatliche Erde bettet zum Staube der Ahnen einst auch die Menschen von heute. Und über den Hügeln, von Tränen des Schmerzes genetzt, verkünden Steine und Kreuze von der großen Hoffnung des Menschengeschlechts.

Von der Rainstraße genießt man zwischen Rosenbäumchen und blühendem Flieder hindurch eine schöne Aussicht gen Westen. Der Weg führt über die Vorstadt zur Schloßstraße. Rückwärts hebt sich der Kernenturm über die bewaldete Kuppe. Wir blicken hinüber über das zwischen Weinbergen und Obsthalden reizend gelegene Uhlbach zur Katharinenlinde und zur Rüderner Höhe mit dem Melacsturm. Von ferne herüber grüßen die Berge der Alb, die Teck mit ihrem kecken Turm, der Neuffen mit seinen schroffen Felsen, der sagenumsponnene Lichtenstein, Auf dem in der Sonne glänzenden Neckarspiegel gleiten Boote dahin, und bei der Badeinsel herrscht feuchtfröhliches Leben. Züge durcheilen das Tal, Autos huschen auf den Straßen dahin und beleben den Verkehr in arbeitsfrohen Städten und Dörfern. Ueber das Neckartal hebt sich die Filderebene. Neugierig blickt Stuttgart über den Rand seines Talkessels. Gegen Westen breitet sich eine kornreiche

Ebene und hinter Asperg und Wunnenstein zeigen sich am Horizont Schwarzwald und Odenwald.

Wir wenden uns zur Kapelle hin. Es ist ein steinerner Rundbau aus grünem Schilfsandstein. Seine Kuppel trägt ein weithin sichtbares vergoldetes Kreuz. Schlanke jonische Säulen tragen auf drei Seiten Vorhallen mit griechischen Giebeln. Auf breiten Treppen gelangt man zum Haupteingang und dann in die einfach, aber edel ausgeführte Rotunde. Durch das Glas der gewölbten Kuppel fällt gedämpftes Licht in den geweihten Raum. Kunstvoll aus Marmor gehauen stehen in Nischen die vier Evangelisten. Im Hintergrund befindet sich das Allerheiligste, welches nach der Lehre der griechischen Kirche von keinem weiblichen Wesen betreten werden darf. Zur Linken sieht man den Stein, der den Geburtstag von Württembergs Stammschloß urkundlich meldet. Eine Treppe führt hinab in die stille Gruft, dem Ruheplatz eines Königspaares und dessen einziger Tochter. Und die Inschrift an der Ostseite der Kapelle meldet: „Seiner vollendeten, ewig geliebten Gemahlin, Katharina Paulowna, Großfürstin von Rußland, hat diese Ruhestätte erbaut, Wilhelm, König von Württemberg im Jahre 1824.“

Wir verlassen den Württemberg, der übrigens erst wieder seit 1907 seinen geschichtlichen und ursprünglichen Namen trägt und halten kurz Rast im Dorfe bis zum Abend. Man muß es gesehen haben, diese malerische Farbenfülle, welche der feurige Ball über die Landschaft gießt, ehe die Sonne hinter dem Burgholzhof. verschwindet. Dann sammeln sich die Dorfbewohner in ihren traulichen Stuben im Schein des elektrischen Lichtes, der um 1909 den matten Schein der rußigen Oellampe verdrängt hat. Helle Straßenlichter haben 1913 den Dienst des Nachtwächters in anderer Weise übernommen.

Unvergleichlich schön ist der Abstieg. Drunten im Tale glänzt und gleißt es bei den Wohnstätten der Menschen, gleich als ob unzählige Strahlen der untergegangenen Sonne zurückgeblieben wären, um tausend buntfarbige Edelsteine in hellem Glanze leuchten zu lassen. Und drüber prangt in majestätischer Erhabenheit der unendliche Sternenhimmel.

„Das schöne Schwaben ist mein Heimatland!“

Burg Württemberg.

Nach einem Originalgemälde des ehem. Hofmalers Otto Müller (1780--1835), gezeichnet von Carl Schmauk.

Weihe der Burgkapelle 1083.

Stolz und stark und schön zugleich stand die neuerbaute Burg Württemberg auf ihrem sanft gerundeten Ausläufer des Schurwaldes. Nach jahrelanger schwerer Arbeit war das edle Bauwerk vollendet. Ritter Konrad machte einen Rundgang über die drei Ringmauern, dann durch die Stallungen mit schmucken Pferden, durch die Nebengebäude und verweilte endlich im Herrenhaus. Seine Augen leuchteten und zufrieden sagte er vor sich hin: „Nun bin ich wie ein anderer Ritter wert.“

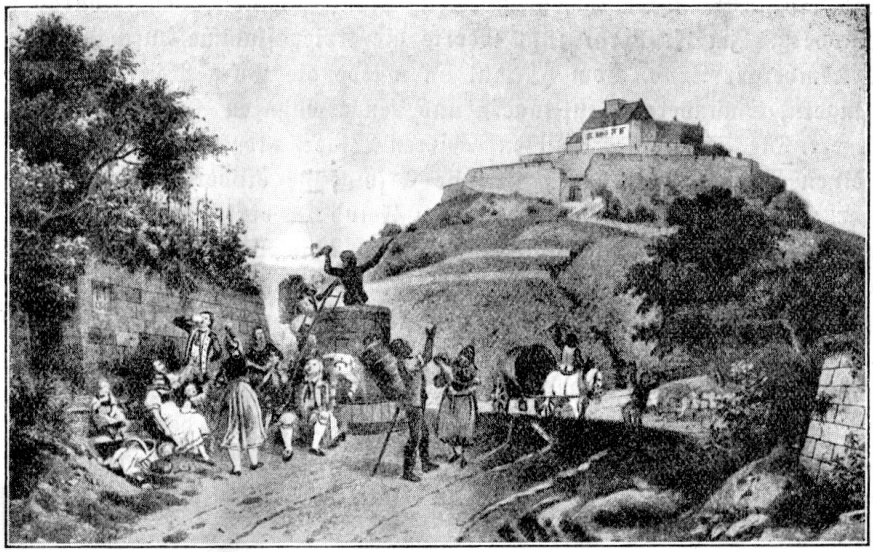
Am 7. Februar des Jahres 1083 war großer Festtag auf Burg Württemberg, denn die Kapelle sollte ihre Weihe empfangen. Das hätte eigentlich durch Bischof Otto von Konstanz geschehen sollen. Allein dieser war vom Papst gebannt, weil er nicht gegen die verheirateten Geistlichen einschreiten wollte. So war Bischof Adalbert von Worms, ein gern gesehener Gast und Gesinnungsgenosse des Hauses, mit ansehnlichem Gefolge gekommen. Der Weg war ja nicht weit, denn Adalbert war vor Kaiser Heinrichs Zorn geflohen und lebte seit Jahren verborgen im Kloster zu Hirsau.

Der Bischof betrat in kostbarem Gewande den prunkvoll ausgestatteten Hochaltar, sprach mit tiefem Ernste das Weihegebet und empfahl die Stätte der Anbetung dem Schutze und der Obhut des heiligen Nikolaus. Feierlich klangen die Gesänge eines Chors von Mönchen, und hell und klar jubelten ihre Lieder zum Höchsten empor. Die Geschwister von Beutelsbach aber schwelgten in seliger Andacht und segneten die geheiligte Stunde.

Im großen Rittersaale waren die Tafeln gedeckt, und mit besonderer Sorgfalt waltete die Küche ihres Amtes, denn wenn angenommen werden darf, daß dieser Adalbert der Bruder Rudolfs von Schwaben gewesen ist, dann war der hohe Gast „von ungeheurem Leibesumfang und Eßlust."

Den Ehrenplatz nahm der Bischof ein; zu seiner Linken wählte Ritter Konrad, der Herr des Hauses, seinen Platz und zur Rechten die edle Luitgart. Gegenüber saß Bruno, und den Abt Wilhelm mochte man in dieser Gesellschaft nicht gerne missen. „Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl", und doch wollte eine fröhliche Stimmung nicht recht aufkommen. Man sprach von den Schrecken des Bürgerkrieges, dem Städte und Burgen, Kirchen und Klöster samt den Menschen zum Opfer gefallen waren. Man trauerte um den Tod Rudolfs von Schwaben und schalt heftig über Kaiser Heinrich IV. Aufs tiefste war man besorgt um das Schicksal Gregors VII., der eben jetzt von dem weltlich gesinnten König belagert wurde und der bis zu seinem Tode unnachgiebig blieb gegen Simonie, Priesterehe und Laien-Investitur. Der Zwiespalt hatte in Schwaben eine ungeheure Verheerung angerichtet. Da war der Sohn wider den Vater, der Bruder wider den Bruder, der Mönch wider den Abt, der Vasall wider den Lehensherrn. Der Bischof erzählte, wie nicht nur Männer aus dem Volke dieses unsichere Leben fliehen, sondern daß namentlich auch ganze Scharen aus den edelsten Geschlechtern herbeidrängen und im Kloster Ruhe und Frieden suchen. Bruno ist nachdenklich geworden und in seiner Seele ist der Entschluß gereift, Mönch zu werden. Und zur Besiegelung dieser Tat schenkte er alsbald ein ansehnliches Stück seines Besitzes an Kloster Hirsau. Luitgart aber löste in frommer Rührung ihre beiden goldenen Armspangen im Gewicht von 15 Unzen und legte sie in die Hand des Abtes von Hirsau mit der Bitte, einen Kelch fürs Kloster davon fertigen zu lassen. Und nun war selige Freude im Saal. Die Becher kreisten; und Mönche sangen ihre Weisen bis in die späte Nacht.

Auf einen denkwürdigen großen Tag konnte Konrad von Württemberg zurückblicken. Zum Gedächtnis ließ er alsbald in die Oberschwelle der Kapelle einhauen, was uns wie durch ein Wunder erhalten geblieben ist und zu deutsch lautet: „Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1083, im 6. Jahr der Steuerperiode, am 7. Februar ist diese Kapelle geweiht worden von Adalbert, der Wormser Kirche Bischof zu Ehren des h. (Nikolaus?)."



Nach einem zeitgenössischen Ölgemälde.

Schicksale der Burg.

Auf der Burg gingen Grafen und gräfliche Dienstmannen aus und ein und Ritter und Knappen tummelten ihre Rosse im Schloßhof und Edelfräulein und Fürstinnen weilten zu Gaste. Freilich nicht immer war fröhliches Leben zwischen den Mauern; denn gar manchesmal wehten des Krieges Fahnen um den Hügel; fremdes Kriegsvolk stampfte um die Burg, und mindestens zweimal ist sie dem Rachedurst der Feinde zum Opfer gefallen.

Graf Eberhard war vom König wegen häufiger Verletzung des Landfriedens nach Speier vor den Reichstag geladen. Auf die Klagen, welche die von ihm hartbedrängten schwäbischen Reichsstädte erhoben, antwortete er keck und troßzig und verließ Speier, ohne sich zu fügen. Da sprach der König die Acht über ihn aus und übertrug die Vollstreckung den Gegnern des Grafen. Im September 1310 berief er die Ratsmannen und Aeltesten der schwäbishen Reichsstädte Ulm, Heilbronn, Wimpfen, Nördlingen und Eßlingen zu sich nach Speier und befahl ihnen, ihre gesamte wehrhafte Einwohnerschaft wie einen Mann gegen den Grafen ausrücken zu lassen, wogegen sie sieben Jahre von allen Reichszöllen, Steuern und Diensten befreit sein sollen. In der Tat zeigten die Reichsstädte, vor allem Eßlingen, großen Eifer in der Bekämpfung des Grafen. Sie fanden auch noch Bundesgenossen an den benachbarten Grafen und Herren, die Eberhards Ländersucht verletzt

haben mochte. Den Oberbefehl übertrug König Heinrich dem Konrad von Weinsberg. Im Frühjahr 1311 loderte die Kriegsflamme durch das ganze Württemberger Land. Vom 5. Mai an wurde die Burg Württemberg von Eßlingern, Gmündern, Reutlingern und den erwähnten Grafen und Herren belagert. Die Verteidiger leisteten tapferen Widerstand. Am 22. Mai machten sie einen Ausfall. Anfangs hatten sie Erfolg; sie eroberten das feindliche Lager. Aber statt nun den geschlagenen Feind zu verfolgen, zerstreuten sie sich beutesuchend. Inzwischen ermannten sich die Gegner, sammelten sich wieder, brachen von neuem vor und brachten den Württembergern eine schwere Niederlage bei, die 300-400 Leuten des Grafen das Leben kostete; die anderen stürzten sich in wilde Flucht. Die Burg wurde von neuem eingeschlossen, aber erst am 23. Juli, also erst nach elfwöchiger Belagerung, erobert und von Grund aus zerstört. Bei der Schleifung der Burg scheinen sich die Eßlinger besonders eifrig beteiligt zu haben; zwischen ihnen und Eberhard dem Erlauchten bestand ja auch unauslöschlicher Haß.“ (G.Bl. 1908.)

Nach dem Frieden zu Eßlingen 1316 ließ Eberhard die zerbrochene Burg wieder aufbauen, nur nicht mehr so stolz und schön. Seine Residenz aber verlegte er nach Stuttgart, während im Schlosse nur noch Vögte ihres Amtes walteten. Und doch hatte die Burg unter den sich öfters wiederholenden Städtekriegen immer wieder zu leiden.

Nach einem mißlungenen Versuch Herzog Ulrichs, sein Land zurückzuerobern, mußte er nach der unglücklichen Schlacht bei Hedelfingen abermals fliehen. Obertürkheim und Uhlbach gingen in Flammen auf, und am 15. Oktober 1519 ließ Herzog Wilhelm von Bayern auch die Brandfackel in Württembergs Stammschloß werfen, und die weintrunkenen Scharen am Fuße des Hügels jauchzten ob dem schaurig-schönen Schauspiel am späten Abend.

Nach der Wiedereroberung des Landes 1534 ließ Herzog Ulrich das Bauwerk erneuern. Diese letzte Burg ist nicht mehr durch Feindeshand zerstört worden. Sie diente weniger mehr als Bollwerk gegen feindliche Angriffe, wohl aber als Zufluchtsort der Umwohner in unsicheren Zeiten. Zu den bekanntesten Burgvögten zählen Johann Wilh. Marz v. 1737-1782 und sein Sohn Johann Friedrich Marz 1782-1811, die bis 1792 zugleich auch das Schultheißenamt von Rotenberg bekleideten. Der Burgvogt betrieb von altersher eine kleine Schenke und konnte den Besuchern ein gutes Glas Burgwein aufwarten. Natürlich bekam die Stammburg immer wieder Besuch von Trägern ihres Namens und deren Verwandten. Herzog Friedrich noch ließ es sich nicht nehmen, den Sommer über einige Zeit im Schloß seiner Ahnen Hof zu halten. Auch Uhland bestieg im Juli 1814 den Altan des Schlosses und nahm Anteil an einem lustigen Gelage in der Bastei. Das

letzte Fest im Rittersaal war die Hochzeit des letzten Burgvogtes und Jägers Keller im Juli 1819.

Ein niederer Wall, ein tiefer Graben und drei Ringmauern umgaben das eigentliche Schloßgebäude. Von Untertürkheim her führte eine steile Straße zur alten Bastei, einem viereckigen Turm, der das eiserne Tor, das Haupttor, enthielt. Ein Fußweg mit 200 Stufen führte von Rotenberg herauf durch ein Torwächterhäuschen zum Jägerhaus, und vom 2. Stock desselben gelangte man über eine Zugbrücke zur mittleren Mauer.

Nach dem Willen König Wilhelms I. mußte diese letzte Burg bis auf den Grund abgebrochen werden.

Am 29. März 1820 wurde feierlich der Grundstein der Grabkapelle gegen Osten gelegt. Und zwei hiesige Bürger, Joh. Matthias Friedrich Luz, geb. 23. 2. 1800, und Immanuel Gottlob Berner hatten die Pflicht und die Ehre, darein gemauerte Urkunden als Zeugnis für spätere Jahrhunderte aufs sorgfältigste zu bewachen.

Der Rotenberg.

Seht ihr dort die Bergkapelle
Goldbekreuzt im Abendstrahl ?
Friedlich glänzt sie, himmlischhelle
Niederwärts ins grüne Tal.

Sei gegrüßt, erlauchter Hügel,
Herzblatt meines Schwabenlands!
Lieblich in des Neckars Spiegel
Malt sich ab dein Rebenkranz.

Fühlst den Hauch entschwundner Zeiten
Leis um deinen Scheitel wehn,
Sahst der Erde Herrlichkeiten
Kommen und vorübergehn.

Bist du doch die Königswiege,
Trugst das alte Grafenhaus,
Wo dereinst zu Kampf und Siege
Zog der Wirtemberger aus.

Nimmer wehn des Krieges Fahnen
Droben jetzt in stiller Luft;
Denn die Wiege hoher Ahnen
Ward geweiht zur Fürstengruft.

Dort in jenes Tempels Runde
Schläft ein edles Königspaar,
Das vereint in kurzem Bunde
Seinem Volk zum Segen war.

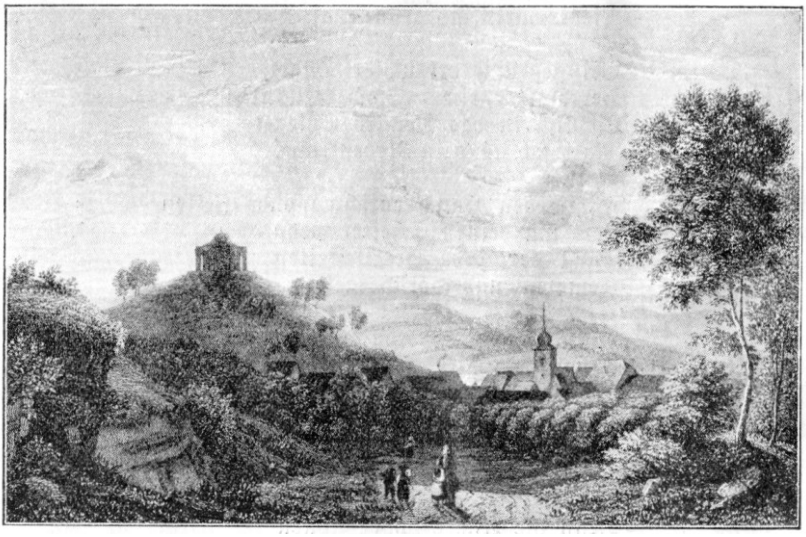
Dort beim Staub der Frühbeklagten,
Wo er selbst sein Bett bestellt,
Hat man ihn, den Hochbetagten,
Ihr im Sarge zugesellt.

Doch die Traube reift noch immer
Frisch an deiner Rebenwand,
Und gekrönt vom Sonnenschimmer
Blickst du auf ein schönes Land.

Friedlich rauscht im alten Bette
Dir vorbei der Neckarfluß;
Schmucke Dörfer, stolze Städte
Schmiegen sich um deinen Fuß.

Menschen kommen und vergehen,
Alles Fleisch verdorrt wie Heu.
Gottes Thron bleibt ewig stehen,
Seine Gnad ist täglich neu.

Und das goldne Kreuz dort oben
Ruft dem Volk im Tale zu:
„Wenn der Erde Glanz zerstoben,
Droben winkt die Sabbatruh'!“ Karl Gerok.



Stahlstich von E. Willmann um 1840

Nikodemus Frischlin als Gefangener und sein Verräter.

Der geniale Dichter Nikodemus Frischlin, der schon in seinem 21. Lebensjahr Professor der Geschichte und Poesie in Tübingen war, hatte das allerdings zuchtlose Junkertum durch beißenden Witz und ätzenden Spott in Schrift und Rede schwer verletzt und dadurch, den Haß des Adels und seiner Amtsgenossen in vollstem Maße auf sich geladen. Daß dem so war, bekam er deutlich zu fühlen, als er im Jahre 1585 im „Löwen“ zu Stuttgart übernachtete. Einem Unbekannten, der allein mit dem Dichter zu Tische saß, wollte er zutrinken. Aber barsch und grob fuhr ihn dieser an: „Ich friß und sauf mit Euch nit!“ Die Adeligen im Saale aber, die auf Frischlins Anwesenheit aufmerksam geworden waren, haben ihm eine solch schreckliche Nacht bereitet, daß er geglaubt hat, „da werde sein Kirchhof sein“.

Herzog Ludwig war zu schwach, gegen den Adel aufzutreten. So kam das verhängnisvolle Jahr 1590. Frischlin wurde auf der Flucht ergriffen, und am 12. April brachten vier Reiter den Gefangenen auf Burg Württemberg, wo ihm ein Gemach angewiesen wurde, in dem zuvor ein spanischer Mönch eingekerkert gewesen war.

Burgvogt Marschalk hatte ein Herz für den Unschuldigen, ließ ihm tags über seine Freiheit und lud ihn sogar an seinen Tisch. Er wehrte es auch nicht, wenn der Schultheiß von Rotenberg, der Schulmeister von Untertürkheim und sein Weib mit Frischlin zusammen ein Glas Wein tranken und bei Kegelspiel und Karten die trüben Stunden des Gefangenen zu kürzen suchten.

Aber allzu früh hat man an maßgebender Stelle davon Kenntnis erhalten. Und die gereizten herzoglichen Räte meinten: „Es wäre auch dem Burgvogt zu befehlen, ihn mit Lieferung nicht köstlich zu halten, sondern ihm über jede Mahlzeit Suppen und Fleisch und ein Gemüß, und also zwei Gericht, auch des Tags nur ½ Maß Weins zu geben. Und dieweil auf Wirtenberg keine solche Verwahrungen und Gemach, darinnen man seiner gesichert, wären dem Burgvogt Springen (Fesseln) hinauf zu schicken, beneben einer Person oder zwei, die ihm solche anlegen helfen.“ Der Herzog gab dem Drängen nach, doch Fesseln anzulegen gestattete er nicht.

Als Frischlin von dem herzoglichen Willen Kenntnis erhalten hatte, war er sehr niedergeschlagen. Er hielt es für geraten, verschiedene Schriftstücke, in denen er sich gegen das Verhalten der Regierung wendete, in sichere Hände zu übergeben. Seiner Umgebung glaubte er vollstes Vertrauen entgegenbringen zu dürfen. So bat er den Boten, der die Hiobsbotschaft gebracht hatte, den Wächter Michel von Rotenberg, zu sich in sein Gemach. „Michel,“ sagte er und legte die Hand auf seine Schulter, „würdest du einen

Dienst für mich tun? Dann übergieb diese Briefe niemand anders als meinem Bruder Jakob.“ -- „Du kannst dich auf mich verlassen. Mein Ehrenwort!“ sagte Michel und gab ihm „die Faust drauf“.

Michel ist hinausgegangen und nach wenigen Minuten schon hat der Treulose sein Manneswort gebrochen und schnöden Verrat geübt. Denn die Scriftstücke waren in des Burgvogts Hand, der sie alsbald durch Michel selbst pflichtgemäß dem Herzog bringen ließ, und das Unheil war geschehen.

Es ist Karfreitag. Dem Dichter Frischlin ist es schwer ums Herz, drückend schwer. Unberührt läßt er das Essen abtragen. Die blühenden Bäume rings um den Hügel und die jubelnden Vogelstimmen haben keinen Reiz. Nein, umso mächtiger erwacht die Sehnsucht nach der Freiheit. Mit einem Aufschrei aus gepreßtem Herzen, mit einem tiefen Seufzer aus unaussprechlichem Weh wirft sich Frischlin, schon lange ehe der Tag zu Ende ist, auf sein einsames Lager und schwere Träume quälen noch den Schlafenden.

Am Himmel ballen sich dunkle Gewitterwolken zusammen. Wuchtige Donnerschläge grollen um die Burg und zuckende Blitze beleuchten grell die dunklen Gefängnismauern. Da plötzlich hallt ein hartes Stampfen durch die Nacht. Vor dem Burgtor sind 5 Reiter mit 6 Pferden und begehren Einlaß, indem sie den Wächtern ein herzogliches Schreiben übergeben. Gegen 10 Uhr stehen die Bewaffneten vor Frischlins Lager. Sie reißen den Ahnungslosen aus seinen Träumen, verbinden ihm die Augen mit einer schwarzen spanischen Kappe und führen ihn in den Burghof hinaus. Bald saß der Gefangene gebunden auf dem 6. Roß. Und mit Fackeln und Laternen trabte die Gruppe über die Burgbrücke nach Hohenurach, wo Nikodemus Frischlin noch im selben Jahre einen tragischen Tod finden sollte. Michel stand mit einem anderen Wächter am Tor und blickte lange dem traurigen Zuge nach. Karfreitag ging zu Ende. Vor Michels Seele aber stand das Bild des Judas, der seinen Herrn verraten.

Ein sonderbarer Junker.

Der Vorsommer des Jahres 1616 hatte wenig Regen gebracht. und Tag für Tag trank die Junisonne mit heißer Gier vom Naß der Erde. Tiefer und tiefer bohrten die Strahlen aus dem weiten Himmelsraum und breite Risse im Boden öffneten tausend Wege zum Lebensnerv der Quellen. Kein Wunder, daß auch das Rinnen aus dem Gießfaßhähnlein des einzigen Dorfbrunnens immer dürrer und spärlicher wurde. Und sollten die durstigen Rinder, die in der Sommerhitze den Tag über auf der Weide zähes und trockenes Gras gerupft hatten, am Abend einen vollen Trog finden, dann mußten sich alle Dorfbewohner äußerster Sparsamkeit befleißigen. Ja, als die Dürre noch empfindlicher wurde, war man genötigt, Wasser von Uhlbach und Untertürkheim mit vieler Mühe heraufzuschaffen. Und wie froh war die Bernerin an ihrer Nachbarin, der Bubeckin, wenn ihr diese über den Mittag einige Liter zum Kochen der Suppe leihen konnte.

Droben aber in des Burgvogts Behausung und Garten schaltete und waltete ein fremdländischer Junker, Fabio Campani von Pisa. Dieser hochfahrende „welsche Edelmann“ pfiff auf alle Sorgen und Nöte der Dorfbewohner und hegte den anmaßenden Wahn, das Brünnlein im Dorf fließe nur für ihn. So füllten denn auch die Burgknechte rücksichtslos Butten und Gießkannen, und am Abend standen die brüllenden Kühe vor einem Nichts und leckten mit heißer Gier am feuchten Holz. Und wenn die Blitze drohend neben den Häusern zur Erde fuhren, dann blickte der Bürger lange und sorgenvoll in den Feuersee, den Campani hatte ausschöpfen lassen. In des Junkers Haushalt aber herrschte eine Verschwendung, als ob 25 noch nie mehr Wasser gegeben hätte und die Gewächse des Burggartens wurden übermäßig beschüttet. Einstmals, es war Mitte Juni, da standen die Hirtlin und die Bühlmaierin, Lenz Vischerin und Hans Jerg Striegels Wittib mit aufgestülpten Hemdärmeln am Brunnen, um Wasser zu sammeln für die Wäsche, die endlich wieder einmal gewaschen werden mußte. Als sich nach langem Warten auch die letzte Gelte unter dem Gießfaßhähnlein zu füllen begann und die Frauen immer noch bekümmert und eifrig über die Nöte der Wasserarmut verhandelten, da stürmte der eigennützige Junker mit drohend geballter Faust auf die Gruppe ein und verlangte mit schriller Befehlsstimme, das Wasser sofort zu leeren, denn das gehöre ihm. Und ehe die erschrockenen Weiber zu Wort gekommen waren, hat der Ungestüme ihre Gelten mit roher Hand zu Boden gezerrt, sodaß die wertvolle Gottesgabe unnütz vergeudet ward. Dann aber zog der jähzornige Welsche seinen Dolch und setzte den bestürzten Wäscherinnen durch Schimpfen und Fluchen, mit Verwünschen und Drohen derart hart zu, daß sie mit leeren Händen von dannen eilten. Als der Junker Tags darauf von mehreren Männern ob seines gewalttätigen Benehmens zur Rede gestellt wurde, „da hat er sich ohnsinnig gestellt, sie grobe Bauernbengel gescholten, ist über den Britter-

zaun herumgesprungen mit einer geladenen Büchsen und hat unter die Bürgerschaft schießen wollen“, und es wäre Schlimmes geschehen, wenn nicht das energische Eingreifen der Tagwächter dem tollen Gebaren des sauberen Edelmannes ein Ende bereitet hätte. Noch in derselben Woche aber wurde ein Schriftstück mit der Darlegung des widrigen Sachverhalts dem Obervogt von Cannstatt übergeben mit dem Beifügen: „Also bitten wir, Schultheiß und geschworene Bürger all auf dem Rotenberg mit samt unsern Weibern und Kindern, weil der Herr Junker unser feindliche. fürgesetzte Obrigkeit ist, wolle der Herr Vogt umb Gottes Willen sich unserer armen Bürger annehmen und solches unverzüglich unserem gnädigen Fürsten und Herrn anbringen, ehe der welsch Edelmann ein Mord begeht, wie er täglich droht.“ Bald darauf wurde Campani zwar nicht abberufen, wie man erwartet hatte, aber er wurde ernstlich ermahnt, sich des Wassers wegen in die Zeit zu schicken, wie die Bürger im Dorf unten.

Freilich ein dicker Trennungsstrich ist zwischen dem Junker und den Ortsbewohnern geblieben. Ist noch vom Jahr 1614 zu lesen, Fabio Campani halte sich still, wesentlich und eingezogen, er besuche die Predigt fleißig und tue den Armen viel Gutes, so muß schon drei Jahre später geklagt werden, der Edelmann habe sonderbare Verrichtungen, er rühme sich seiner Freiheit und besuchte seit über einem halben Jahr keine Kirche mehr zum großen Aergernis für andere. Was da zu machen sei, fragte der damalige Pfarrer von Uhlbach bei seiner vorgesetzten Behörde an. Und die Antwort lautete: „er soll sein Officium tun, den Brunnen laufen lassen, wöllen sie nicht Wasser holen, mögen sie Durst sterben, und das best ist, daß sie kein Ketzerei anfangen.“

Fabio Campani sonderte sich immer mehr ab und war bald ein mißtrauischer Einsiedler. Sein merkwürdiges Tun ließ auf Phantasterei schließen. Als er im Herbst des Jahres 1625 leidend wurde, suchte er Hilfe bei einem Zauberer in Otterbach. Der Trinkstüber, den er mit einem Brief dorthin geschickt hatte, kam dann auch zurück mit dem Gutachten, in des Junkers Nachbarschaft wohnten zwei Unholdinnen, die ihm die Krankheit angetan hätten. Der abergläubische Campani schenkte dieser Botschaft vollen Glauben. Und als ihn eines Tages der „Teufelsmann“ besuchte und der Zufall es wollte, daß ihnen der Mann einer vermeintlichen Missetäterin begegnete, äußerte er ganz unverhohlen: „Das ist der Hexenmann.“ Diese verleumderische Bemerkung hatte gehässige Feindschaft zur Folge, die oft ins Handgreifliche ausartete. Der Winter kam und das war die Zeit, wo Burschen und Mädchen, Männer und Frauen bald da, bald dort zusammenkamen. Beim matten Schein der Oellampe surrten die Spindeln und der Tabak qualmte. Aber auch lustige Reden flogen herüber und hinüber. Die Neuigkeiten des Tages gaben einen beliebten Gesprächsstoff, und manches Abwesende wurde gründlich verhechelt. So war auch Campani einmal der Gegenstand eingehender Betrachtung. Es versteht sich, daß über diesen Mann

viel zu sagen war; denn sein Umgang mit dem Teufelsmann, seine Roheit und die Heimlichkeit seines Tuns öffneten die Tore zu den mannigfaltigsten und sonderbarsten Vermutungen und zu berechtigtem Tadel, sodaß auch die sonst so wortkarge Brezingerin mit staunenswerter Redegewandtheit und mit großem Eifer ihre Meinung breitschlagen konnte. Und dabei wurde auch der Gedanke angeregt und mit allseitiger Zustimmung sehr lebhaft besprochen, man sollte dem abergläubischen Junker einmal einen Possen spielen. Diesen Gedanken ließ sich besonders ein jugendlicher „Verhüter“ von Großheppach durch den Kopf gehen und bald war der Entschluß gefaßt. Als der welsche Edelmann von seinem abendlichen Trunk heimgekehrt war, lehnte der Bursche eine hölzerne Gabel vor dessen Haustür, hängte alte Lappen daran und schüttete Unrat in seinen Garten. Mit großem Argwohn betrachtete Campani am andern Morgen das Geschehene. Alsbald erstattete er Anzeige und glaubte, die vermeintlichen Hexen und den Verhüterburschen der verdienten Strafe zuführen zu können. So gab es ein langwieriges Verhör, bei dem die ganze Karzgesellschaft und viele andere als Zeugen zu erscheinen hatten, und verschiedene mußten Tage und Wochen in Untersuchungshaft zubringen. Der Verhüter aber schmachtete volle 18 Wochen im Gefängnis, bis sein Tun endlich als ungefährlich angesehen und dem jugendlichen Uebermut zugeschrieben wurde. Der Junker wurde schließlich dazu verurteilt, die nicht unerheblichen Kosten der langen Verhandlung zu bezahlen, und er konnte schließlich noch froh sein, daß die Vergütung der „Azungskosten“ für den Burschen vom Staat übernommen wurde. Der Ausgang dieses Prozesses machte den Welschen mürbe. Endlich konnte die Ruhe im Dorf wieder Einkehr halten, und das war bitter nötig, denn rings herum in deutschen Landen tobte der 30jährige Krieg, und seine grauen Schatten legten sich auch schon über unsere Gegend.

Wie sehr aber die damalige Zeit im Aberglauben befangen war, zeigt auch die Aufzeichnung, daß im 17. Jahrhundert ein Rotenberger Bursche regelrecht Klage führte gegen ein Uhlbacher Mädchen und in allem Ernst behauptete, das Mädchen habe ihm etwas zu essen gegeben und dadurch erzwungen, daß er nicht mehr von ihr lassen könne, obwohl er sie nicht heiraten wolle.

Der Hallstatthäuptling auf dem Württemberg.

Es mag vor über 2222 Jahren, also um 400 v. Chr. gewesen sein. Eine leichte Schneedecke war noch am Nachmittag hart gefroren, als eine lustige Jagdgesellschaft vom Kernen herüber heimwärts trabte. Bellende Hunde sprangen an den flinken Rossen empor und auf Schlitten lagen erlegte Wildschweine und ein prächtiger Riesenhirsch. Allen voran ritt ein jugendfrischer Häuptling auf einem mutigen Rappen. Die krausen Locken seines dunklen Haares flatterten im Winde und ein wohlgepflegter Schnurrbart zierte das fein rasierte Gesicht dieses vornehmen Mannes. Sein eng anliegendes Gewand aus grobem Linnen war unter dem kostbaren Pelzmantel kaum sichtbar. Rasch verschwanden die Jäger mit einem brausenden Hallo hinter dem Ringwall der Fliehburg auf dem Württemberg.

Vor der niederen, aus Holz und Lehm erbauten und mit einem Strohdach überdeckten Hütte wurde abgesessen. Knechte brachten die Pferde in den großen Stall, worin schon zahlreiche Rinder behaglich wiederkauten. Einige Knaben, die eben ihrem Schneemann zwei schwarze Augen eingesetzt hatten, rannten wildjauchzend herbei und betrachteten eingehend die erlegten Tiere. Inzwischen näherte sich die Herrin des Hauses, eine schlanke, mittelgroße Frau. In ihrem langen tiefdunklen Haar schimmerten zierliche Spängchen. Goldene Ringe zierten die Ohren und um den Hals hing eine kostbare Kette aus Bernstein- und Gagatperlen. Ein weißes Linnenkleid, welches kunstvoll mit braunem Pelzwerk besetzt war, hing lose über die Schultern und wurde von einer kahnförmigen Gewandnadel, Paukenfibel genannt, zusammengehalten. Mit Leder gefütterte Reifen aus getriebenem Bronzeblech schmückten die Arme.

Der Häuptling begrüßte seine Gemahlin und trat mit ihr in den wohlig durchwärmten Innenraum seines Hauses. Als der schwere Mantel abgelegt war, setzten sich die beiden auf eine Bank bei der Feuerstätte in der Mitte der Behausung. Hier erzählte der Jäger mit sichtlicher Freude von dem wohlgelungenen Tagewerk. Unterdes nahm er den ¼ Meter langen stählernen Dolch aus der bronzenen Scheide, rieb das schwitzende Metall mit einem Hasenfell sorgfältig trocken und betrachtete lange den goldverzierten, leicht gebogenen Griff. Dann löste er das kunstvoll bearbeitete Schloß und hing den ledernen Gürtel samt dem Dolche, dem Zeichen seiner Würde, an die Wand. Vor einem langen Schwerte mit beinernem Griff blieb er sinnend stehen und gedachte dabei seines Vaters, der ihm diese Waffe kurz vor seinem Tode verehrt hatte. Vor Jahrhunderten hatten seine Vorfahren mit solchen Schwertern ihre Heimat mit gutem Erfolg verteidigt. Inzwischen hatte aber das Land den Segen einer langen Friedenszeit genießen dürfen

und das junge Geschlecht verstand es nicht mehr, die Waffen gewandt zu führen. Im Hintergrunde des großen Raumes wurde noch eifrig gearbeitet. Eine Magd ließ die Spindel surren und drehte lange Fäden aus Werg; ein Knecht saß hinter dem Webstuhl und warf behende das Schifflein herüber und hinüber und ein anderer saß vor einem rundlich vertieften Granitblock und zerrieb mit einem handlichen Stein die harten Fruchtkörnlein zu Mehl. Die Frau des Hauses hatte nun das Mahl bereitet und legte soeben nochmals dürre buchene Seiter auf den mächtigen Schilfsandstein, daß das Feuer wieder hell aufflammte und qualmender Rauch die Decke ordentlich schwärzte, ehe er durch die Dachluken einen Ausgang fand. Jetzt eilten auch die Kinder in die erhellte Stube; denn draußen dunkelte es schon. Die Futterzeit im Stalle war ebenfalls zu Ende. Sämtliche Hausbewohner sammelten sich im Schein des flackernden Feuers um den langen Tisch beim Herde. In großen Tonschüsseln, deren Ränder wunderschön verziert waren, wurde frische Milch aufgetragen. Auf dem Roste gebratenes Rindfleisch und rauhes, aber nahrhaftes Brot ließen sich die Gäste trefflich schmecken. Bald war die Mahlzeit beendet. Aller Augen blickten erwartungsvoll auf den Häuptling, denn stets wußte er am Abend etwas zu erzählen, sei es aus der Geschichte seines Volkes oder sei es eine Sage. Es lag tiefer Ernst auf seinem Gesicht, als er diesmal zu erzählen begann: „Heute sind gerade zehn Jahre verflossen, seit mein Vater zur letzten Ruhe gebettet wurde. Es war sein Wille, daß man ihn nicht verbrenne, wie dies in früheren Zeiten Sitte gewesen sei, sondern daß man ihn im Sarge beisetze. Ein stattlicher Leichenzug bewegte sich langsam gegen Osten. Sämtliche Angehörige unserer Sippe, Hirten von der Höhe des Schurwaldes und Bauern aus der weiten Ebene waren gekommen, um ihren Häuptling zu beweinen. Auf dem Tannenschopf am Rande unserer Besitzungen habe ich eine Grabstätte richten lassen. Ueber dürrem Eichenlaub ruht die Bahre. Zwei farbenprächtige Tongefäße, gefüllt mit Speise und Trank, stehen daneben. Der Verstorbene trägt seine schönsten Kleider. Waffen und Schmuck wurden ihm beigelegt. Auch das Lieblingspferd mußte am selbigen Tage sterben; nebenan wurde es begraben. Geschichte Zimmerleute erstellten über dem Sarg eine niederes Holzgewölbe, und schließlich wurde ein großer Hügel aus Erde aufgeschüttet. Ein Kreis von Steinen umschließt diese Erdburg, und darauf steht nun ein schön gehauener Malstein. „Aber, Vater, wozu hast du dem Großvater ein Pferd, Waffen und Speise mitgegeben?“ fragte der ältere der beiden Söhne. „Wir glauben, daß unsere Toten nicht im finsteren Grabe bleiben müssen. Der mächtige Gott unseres Stammes wird den Großvater einst erwecken und ihn in ein Reich ewiger Freude führen. Der Weg dorthin ist aber weit; darum kann eine Stärkung zuvor nichts schaden. Damit man aber

dort oben erkennt, welch angesehene Stellung unsere Vorfahren auf Erden eingenommen haben, wurden ihnen Schmuckstücke, Waffen und Pferde beigegeben.“ Das Feuer war am Erlöschen, als der Häuptling seine Erzählung beendet hatte. Kinder und Eltern, Knechte und Mägde suchten ihre Lagerstätten auf und schliefen alle auf weichem Moos, in warme Felle gehüllt.

Der kalte Winter war vorübergegangen. Es war gerade Frühlingsanfang und die Sonne hatte schon, die ersten Gräslein an den südlichen Hängen zu wecken vermocht. Da stiegen von der Höhe des Kappelberges dunkle Rauchwolken empor. Eine lustig prasselnde Flamme verzehrte das schöne Rind und die vollkommenen Früchte auf dem breiten Altare aus grobkörnigem Stubensandstein. Es war ein hoher Festtag. Alte und Junge von den zerstreut liegenden Höfen machten sich schon in der Morgenfrühe auf, um gemeinsam zu feiern. Andächtig umstand die Sippe ihren Häuptling von Württemberg, als er laut zu reden begann: „Wir haben uns nach altem Brauch auf dieser geweihten Höhe versammelt, um die Götter unseres Volkes zu verehren. Dies Opfer soll ein Ausdruck unseres Dankes sein; denn wir alle haben den Frühling wieder begrüßen dürfen. Es soll aber auch ein Bittopfer sein. Möchten die Götter des Himmels die Früchte unserer Felder auch in diesem Jahre segnen und uns den Frieden erhalten!“ Milde lächelte die Frühlingssonne auf die glückliche Schar. Wie strahlten die Gesichter beim fröhlichen Schmaus! Von Winterfreuden und Familienglück gab es gar viel zu erzählen. Munteres Lachen, lustiges Singen hallte durch die linde Frühlingsluft und das junge Volk flog im Tanz um den Opferaltar.

Da galoppierte auf schnaubendem Roß ein Reiter von Kleinaspergle mit wild verzerrtem Gesicht auf den Häuptling zu und rief mit schriller Stimme unter die Menge: „Ich bring Euch schreckliche Kunde!“ Mit einem Schlag war aller Lärm verstummt. Schreckensbleich drängten sich alle zu dem Fremdling heran, der stockend also zu erzählen begann: „Unser Fürst von Pflugfelden hat heute vernehmen müssen, daß die Helvetier ihren Wohnsitz in Gallien verlassen hätten und mit einem starken, kriegsgeübten Heer heranrückten. An einen Widerstand zu denken, sei ausgeschlossen. Der Stamm soll in südöstlicher Richtung fliehen und müsse versuchen, im Salzkammergut eine neue Heimat zu finden.“ Dumpfe, lähmende Verzweiflung legte sich auf die Gemüter, und es brauchte Minuten, bis wieder Leben unter die Menge kam. Dann aber stob alles fluchtartig auseinander. Jedes eilte heimwärts und überlegte, was etwa noch gerettet werden könnte. Auch der Häuptling setzte sich aufs Pferd und ritt sinnend zum Württemberg herüber. „Ach, nun erst sehe ich, wie schön dieses Land ist!“ seufzte er. An eine Nachtruhe war nicht zu denken. Während man sich oben zum Abmarsch rüstete, strömten von allen Seiten die Bauern und Hirten der Gegend

mit ihrer Habe dem schützenden Berge zu. Schon um Mitternacht waren die dumpfen Hufschläge schwer beladener Pferde in der Fliehburg hörbar. Immer vielstimmiger hallte das Brüllen der Rinder in die Nacht hinaus. Schafe blökten vor den Wällen und Hunde bellten wild durcheinander. Als die Sonne ihre ersten Strahlen über die Gegend schickte, stand der Häuptling schon auf dem Wall und blickte scharf hinunter über die weite Ebene. Bald tauchten am westlichen Horizont keltische Reiter auf. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Mit raschem Entschluß riß sich der Häuptling von seiner geliebten Heimat los, schwang sich auf seinen treuen Rappen und ritt dem langen Zuge voran. Bald war die Filderebene erreicht. Tränen rollten über die Wangen des Führers, als er einen letzten Gruß herüberschickte zum Württemberg und zum Tannenschopf. Von den nachrückenden Kelten getrieben, wanderte die Sippe immer weiter und weiter in südöstlicher Richtung, bis die Flüchtlinge schließlich bei ihren Stammesgenossen in Hallstatt im Salzkammergebiet eine neue Heimat fanden.

D' Rot'berger.

Wer unser Dörflein besucht und um sich blickt, der ist leicht geneigt, die Menschen glücklich zu preisen, die eine solche Perle unter den Landschaften ihr eigen nennen dürfen. Gewiß, auch der Rotenberger hat ein offenes Auge für dieses Geschenk der Natur, und mit ganzer Liebe hängt er an seiner schönen Heimat. Aber, wer auf einem Hügel wohnt, und sei es mitten im gesegnetsten Weingelände, der weiß, daß ihn die Sorge um des Lebens Nahrung und Notdurft schwere Arbeit und harten Schweiß kostet. Millionäre wachsen auf diesem Fleck Erde nicht, aber gesunde und arbeitsfrohe Menschen.

Darum wurde unsere Höhe auch verhältnismäßig spät erst bevölkert. Den ersten Bewohnern bot die Burg mit ihren gräflichen Bewohnern Arbeit und Brot. Die Einwohnerzahl aber wuchs und die von der gräflichen Familie um 1320 verlassene Burg verlangte nur noch wenig dauernde Dienstleistungen. So mußte die Bevölkerung allgemein zum Weinbau übergehen.

Das allmähliche Anwachsen zeigen folgende Zahlen:

1600	etwa 140 Einwohner	1650	150 Einwohner
1700	200 Einwohner	1750	350 Einwohner
1800	390 Einwohner	1856	536 Einwohner
1900	545 Einwohner	1925	660 Einwohner

Die Rotenberger waren von Anfang an niemand untertan und niemand zu Dienst verpflichtet als dem Hause Württemberg, wofür ihnen aber seit uralten Zeiten ausgedehnte Freiheiten eingeräumt worden waren. Nur drei von Sielmingen zugewanderte Bürger werden um 1550 genannt, die pflichtschuldigst, als „leibeigene Leut, demselben Kloster zugehörig“, alljährlich ihre Leibhennen nach Denkendorf bringen mußten. Auch auf die Gebühren des Hauptrechts beim Tode eines Leibeigenen hatte das Kloster Anspruch erhoben.

Obwohl anfangs nur von einem Weiler die Rede ist, der in das Gericht nach Untertürkheim gehörte, werden doch schon 1526 ein eigener Schultheiß und besondere Geschworene in diesem Flecken genannt.

Das Amt eines Schultheißen begleiteten u. a.: Jörg Hammer 1526, Jerg Oexle 1561, Valentin Geyder 1574, Albrecht Keck 1602, Georg Geyder 1603, Mich. Fayh 1642, Georg Bubeck 1654, Peter Zoll 1670, Georg Klingler 1677 bis 1687, Hans Jakob Laißle 1688-1704, Martin Wilhelm 1718-32, Burgvogt Joh. Wilh. Marz bis 1782, Joh. Jak. Bernh. Wilhelm bis 1802, Job. Friedr. Koch 1803 ff., Joh. Wilh. Berner bis 1835, Phil. Friedr. Currle 1835 bis 1865, Joh. Friedr. Bubeck 1865-1903, Ernst Berner 1903-18 und Heinrich Dinkelacker seit 1918.

Nimmt man noch dazu die oft genannten Namen Deile, Idler, Michel, Münzenmaier, Pfingsttag, Wünsch und Würtele, und vergleicht diese mit den jetzigen, dann bekommt man ein Bild von dem starken Wechsel in unserem Dorfe. Nur drei bzw. vier Namen haben sich durch die Jahrhunderte hindurch gehalten: Berner und Perner (von Bär), Bubeck (von dem Vornamen Buobo), Lutz und Luz (von Ludwig). Currle und Kurrle (von curren) sind 1746 bzw. 1758 von Uhlbach eingewandert. In der Wählerliste stehen heute 450 Namen; darunter sind nicht weniger als 104 Berner, 71 Currle und Kurrle, 45 Lutz und Luz und 40 Bube.

Zwei Drittel der Bewohner ziehen ihre Nahrung aus dem Boden der kleinen Markung, insbesondere aus Weinbergen, aber auch aus Obstgärten, Beerenanlagen und Blumenpflanzungen. All ander Tag fahren Autos mit Rhabarber, Spargeln, Brokelerbsen, Bohnen, Zwiebeln, Tomaten, Kirschen, Pfirsichen, Pflaumen, Zwetschgen, Birnen, Brechobst und Blumen auf den Stuttgarter Markt und nach einigen Stunden sind auf jedem heimwärts fahrenden Wagen viele frohe Gesichter von Verkäuferinnen zu sehen. Das war nicht immer so. Vor 200 Jahren wurde überhaupt keine Marktware gepflanzt, denn es gab nur Wald und Weinberge. Späterhin aber mußten die Erzeugnisse auf Kopf und Rüden stundenweit getragen werden. Und wenn man müde von der zentnerschweren Last am Ziel ankam, so sah man häufig keine andere Absatzmöglichkeit, als eine Treppe um die andere hinaufzusteigen und die Waren pfundweise um billigen Preis anzubieten. Waren die Körbe leer, so stärkte man sich gewöhnlich an einem Stück Schwarzbrot aus der Tasche und pilgerte alsbald heimwärts; denn zu Hause rechnete man mit jedem Kreuzer. Doch wird auch von einem erzählt, der kein Geld in der Tasche habe leiden mögen. Dieser Mann habe einmal einen Korb Zwiebel nach Ludwigsburg getragen und dort gut abgesetzt, hernach aber bei frohem Zechen das Heimgehen fast vergessen. Als er am andern Morgen ganz leer heimgekommen sei, habe er gutmütig gemeint:

„Kretta, Hoga, Zonna,
älles hen se g'nomma!“

Ein schwaches Drittel der Bevölkerung muß seinen Erwerb bei der Industrie im Tale unten suchen.

Manche Rotenberger haben sich nach auswärts verheiratet und viele wohnen drüben über dem Meer. Aber sie sind nur dem Raum nach von uns geschieden. Ein einzig liebes Wort genügt, dann taucht das Dörflein mit seiner ganzen Schönheit in der Seele auf. Ein einziger Brief weckt tausend liebe Erinnerungen und vor Freude und innerem Weh zugleich möchte das Herz zerspringen.

Der Rotenberger hängt mit ganzer Liebe an seiner Heimat, am Heimatboden, der ihn und seine Vorfahren so viel Schweiß gekostet hat. Er ist gesund und kräftig geblieben bei dieser Arbeit und klares, nüchternes Denken ist ihm eigen. Vor allem liebt er edlen Gesang. Da ist es die Pflege des Männergesangs. Es steht fest, daß sich schon im Jahre 1848 ein Rotenberger Liederkranz an einem Schwäbischen Sängerfest in Cannstatt beteiligt hat. Davon wird im Geschichtsbuch des Schwäbischen Sängerbundes berichtet, daß dieser Liederkranz damals als einziger ländlicher Verein mit einer öffentlichen Belobung ausgezeichnet worden ist, weil seine Leistungen allgemein aufgefallen seien. Im Jahre 1926 durfte der Turnverein-Singchor Liederlust sein 25jähriges Jubiläum feiern. Sangesfrohe Männer aus allen Schichten der hiesigen Bevölkerung schließen sich zusammen und pflegen edlen Männergesang, sich selbst und andern zur Freude. Und in manchem Wettgesang ist die Fahne mit ehrenden Siegeszeichen geschmückt worden.

Im Jahre 1889 hat Pfarrer Beutter den Kirchenchor ins Leben gerufen, 37 Jahre lang geleitet und die Gottesdienste und geselligen Feiern mit Gesängen bereichert. In manchem Kirchenkonzert hat der Chor gezeigt, mit welcher Gründlichkeit und hingebender Liebe bei den Singproben gearbeitet wurde. Von der Treue und Anhänglichkeit aber zeugen die bejahrten Baßisten Adolf Currle, Christian Kurrle und Karl August Berner, die nun 40 Jahre lang zu den aktiven Sängern zählen.

Ja, der Rotenberger singt gerne und er hält es mit dem Wort: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang.“ Darum: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder. Böse Menschen haben keine Lieder!“

Freiheitsbrief vom Jahre 1478.

„Wür Ulrich Graf zue Württemberg vnnd Mömpelgardt, Bekennen vnnd thuen kundt offenbahr, mit dißem Briefe, Nachdem bißhero die vnsern zue Rothenberg, bei vnßerm Schloß Württemberg gelegen; In Ansehung deß hartten Sitz, damit Sie an demselben End für andere die vnsern beladen seindt von vnsern Alten Vorforderen Löblichen Gedächtnuß mit etlichen Freyheiten begnadet worden seyen, die Sie auch biß vff vnß also hergebracht haben, ohne eintrag meniglichs; Nun vnß, daß ihnen dieselbe ihre Freyheiten hinfüro desto baß Beständiglicher vnd uffrechter gehaltten werden, vnd darinnen ihnen künftig Zeith, desto minder Irrungen begegnen möchten, So haben Sie vnß anrueffen und piten laßen, ihnen dieselben ihr alt hergebrachte Freyheiten zue Bestättigen, Allso haben wür angesehen Jhr merckliche nothdurft vnd das getrewe Darlegen, So wür bißhero in vnßere Kriegsgeschäfften von ihnen alls vnßere gehohrsamen armen Leuthen gespühret haben, vnd hinfüro derselben zue versiht gegen ihnen auch jehen wollen, vnd daßelb gesehen haben für vnß vnßere Erben, vnd nachkommen, dieselb ihr alt hergebrachte Freyheiten bestetiget bestettigen ihnen auch die mit dißem Brüef, wie die hernae; von Wortt zue wortten geschrieben stehendt Jtem daß die obgenannte vnßere Arme Leuth vnnd Ihre Nachkommen fürohin zue öewigen Zeiten vnnß- vnsere Erben vnnd Nachkommen nicht schuldig sein sollen zuegeben, weder Faßnachthennen, Umbgeltt, Landschaden, Vogthabern oder Haubtredht, sondern deroselben unnd all anderer Dienst, die Landtschafft beruehrendt, Es were Raisen vß- vnnd in dem Land, oder anderm, auch ob in die Vogtey Candstatt Gelt geschlagen würde, Sie zue Leyhen- vnd geben frey sein vnd darumb in keinen Weeg angefordert oder darzu getrungen werden, weder von vnß, vnßern Ambtleuthen, oder Jemandts von vnsertwegen, doch were Sach, daß Sich yber Kurtz oder lange Zeit begeben, daß wür vnßern Erben oder Nachkommen in Vnserm Lannd eine gemeine Schatzung gegen den vnßerigen fürnemmen würden, den zwainzigsten oder zehenden Pfennig zue geben, darinnen sollen sie sich auch nicht widern, sondern deßselb nit münder schuldig vnd verbunden sein zue thuen, dann wie andere die vnßern; Es sollen auch dieselben vnsere arme Leuth jährlichs geben ein gewöhnliche Steur, vnd zue erkanntnuß solcher obgemelten Gnaden vnd Freyheiten hinfüro zue oewigen Zeiten schuldig vnd verbunden sein vnßer Schloß Württemberg mit sambt den Wädtern, so zue jederzeit ohngefährlich daselbst seindt, helffen in Kriegsläufften zue bewachen, nach ihrem besten Vermögen, vnd auch so offt sich begebe, daß man in solchen Kriegsläufften oder andere abgesagte Feindtschafften die Sturm Leüthen

würde, bei ihren geschwohrnen Ayden demselben vnßern Schloß für ander zue lauffen vnd das bewachen helffen, zum treulichsten vnd besten; Were aber Sach, daß Sichs yber kurtz oder lang begebe, daß sich ein gemeiner Land Krieg erhebte, dardurch wür Ihnen vnd andern, den vnsern gebiethen würden, zue flehnen, so sollen sie Sich von Stundt an mit ihren Leuthen vnd Guettern, in vnßer Schloß Württemberg thuen vnd darinnen zue End auß desselben Kriegs bleiben, vnd darauß nicht kommen, dann mit verlaubnuß eines jeden vnßers Burgvogts, die obgenannte vnßere arme Leuth sollen auch hinfüro schuldig sein, die weeg zue dem obgenannten Schloß Württemberg allwegen nach nothdurfft zue beßern, vnnd hinfüro auch für Sie vnnd Ihre Nachkommen verbunden sein, Jemandts zue Jhnen ziehen laßen, Er bringe dann glaublichen Schein seines Mann-Rechtens, daß Jhnen wie einem andern Biedermann zue trauwen und zue glauben seye, alles ohngefährlich.

Vnnd deß zue Urkundt haben wür ihnen diesen Brief mit vnserm anhangenden Jnsigill versiglet, geben zu Stuetgarten am Donnerstag nach St. Johannis des heyligen Täufers Tag, nach der Gebuhrt Christi, als man zahlt Tausend vier hundert Siebenzig und Acht Jahre.“

Dieser Freiheitsbrief wurde von Herzog Eberhard II. wörtlich bestätigt und erweitert am 26. Februar 1655.

Die Urkunde ist von unsern Vorfahren aufs sorgfältigste gehütet worden. Als im Lande allerhand Kriegsvolk einquartiert war, kam man auf den Gedanken, das wertvolle Schriftstück zwischen Holz zu legen und in die Kirchenwand einzumauern. Aber, ach, als man im Jahre 1676 wieder darnach greifen wollte, mußte die Bürgerschaft mit großem Schrecken wahrnehmen, daß Nässe und Kalk derart geschadet hatten, so daß die Schrift unleserlich geworden war. Doch Herzog Eberhard Ludwig ließ sich erbitten, von dem gleichlautenden Originalbrief in Stuttgart eine Abschrift fertigen zu lassen, welche dann an die erfreute Gemeinde ausgehändigt wurde. Der Freiheitsbrief hat erst nach der Ablösung im Jahre 1848 seine Bedeutung verloren.

Kampf um die Freiheiten.

Hart bedroht waren die verbrieften Freiheiten zur Amtszeit des Juden Süß-Oppenheimer, dessen Grundsatz lautete: „Weg mit Rechten, Freiheiten und Ständen! Der Herzog ist Herr und alles gehört dem Herrn.“ Im Juni 1730 hat Herzog Eberhard Ludwig befohlen, daß überall Umgeld erhoben und dafür das kleine Schänkmaß eingeführt werden müsse. Schultheiß, Bürgermeister, Gericht, Rat mit 13 Personen und vier anwesende Gemeindedeputierte sahen sich in einer Zwangslage und gaben ihre Einwilligung gerade zu der Stunde, als die übrigen Bürger nach Uhlbach zur Kirche gegangen waren. Schultheiß Wilhelm ist zur Abschwörung des Umgelds nach Cannstatt bestellt worden und damit war die alte Freiheit zunächst preisgegeben. Aber es zeigten sich bald untragbare Folgen, weshalb sich unter der Bürgerschaft eine wachsende Unzufriedenheit breit machte, die sich schließlich in einer ausführlichen und sehr eindringlichen Bittschrift an die Regierung Luft verschaffte. Darin wird bitter geklagt, daß nunmehr der Wein nicht mehr abgesetzt werden könne. Es fehle an einer Durchgangsstraße, und der schlechte und steile Weg halte die Fuhrleute fern. Leute aber, die die Wälder besuchen, Fremde und Nachbarn hätten früher hauptsächlich des großen Maßes wegen eingekehrt. Seit Umgeld verlangt werde, seien die Bewohner genötigt, ihren Wein größtenteils selber zu trinken. Dadurch wäre aber ihre einzige Einnahmequelle versiegen gegangen. Erst bei Karl Alexanders Regierungsantritt hat eine weitere Eingabe, der sich auch die Gemeindevertreter anschlossen, Gehör gefunden, weil er seine „vätterliche Liebe werktägig bezeugen wolle“. Freilich nur kurze Zeit dauerte diese Herrlichkeit; denn den Herzog reute seine Milde, weil er Geld brauchte. Die Klagen verstummten erst 11744, als das verbriefte Recht wieder hergestellt war. Im Jahre 1806 aber hat Rotenberg seine Umgeldsfreiheit endgültig verloren, und am 28. November 1828 beschloß der Gemeinderat, von weiteren Eingaben abzusehen, weil ja doch jede Mühe vergebens sei.

Am 9. Juni 1691 wurde eine Familiensteuer eingeführt. In Rotenberg werden 100 Gulden gewaltsam eingetrieben. Alle Vorstellungen helfen nichts, weil kein einziger Ort im ganzen Herzogtum davon befreit sei. Man wolle aber gnädigst geschehen lassen, daß die von Rotenberg leidlicher als andere Orte gehalten werden.

Mehr Glück hatten die hiesigen Bürger, als im Jahre 1736 eine Schuß- und Vermögenssteuer von der Landschaft verlangt wurde. Man soll sie „um der besonders bei ihnen waltenden Umstände willen dermalen frei lassen“, entschied Herzog Karl. Eine Befreiung vom Dreißigsten gelang

1707; aber eine Eingabe betreffend einen Militärbeitrag im Jahre 1764 war von gegenteiligem Erfolg.

Der Jagensfreiheit wegen wurden die alten Rotenberger manchmal heftig angegriffen und von den Umwohnern befeindet. Um 1700 war auf dem Waiblinger Rathaus die Abschrift eines Vertrags vom Jahre 1550 verlesen worden. Der Extrakt soll in einem nicht mehr auffindbaren Forstlagerbuch gestanden und von Schultheiß Oexlin und Aberle Müller von Rotenberg unterzeichnet worden sein. Darnach wäre die hiesige Gemeinde verpflichtet gewesen, dem Hause Württemberg je und allwegen in Hagens- und Jagenszeiten zu dienen. Schultheiß Klingler jedoch erkannte diese Abschrift nicht an und beharrte unnachgiebig darauf, daß die hiesige Gemeinde bishero gänzlich befreiet gewesen. Einstmals wurden mehrere Männer vom Burgvogt aufgefordert, bei einer Schweinsjagd auf hiesiger Markung behilflich zu sein. Diese führten zwar die Hunde in den Wald, weigerten sich aber, weitere Dienste zu tun. Dafür erhielten sie vom Forstamt Schorndorf einen Strafbefehl von zehn Gulden. Aber die Bürgerschaft stand einmütig hinter der bedrohten Freiheit. Es wurden zwei Vertreter gewählt, die nicht eher ruhen sollten, bis das alte Recht wieder hergestellt sei. Nicht weniger als 15mal mußte man sich den Einspruch der beiden Männer in Stuttgart gefallen lassen. Und es scheint, daß ihre Bemühungen von Erfolg gewesen sind, denn in einer Aufzeichnung von 1821 ist zu lesen, daß die Gemeinde bisher die Jagensfreiheit genossen. habe.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte das Ende der Privilegien. Herzog Friedrich I]. hatte zwar bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1797 die Vorrechte nochmals genehmigt. Allein der nimmersatte Eroberer Napoleon verlangte Menschen und Geld, und zwar so viel, daß von 1806 an auf Militär- und Steuerfreiheit einzelner Orte keine Rücksicht mehr genommen werden konnte. Alle späteren Vorstellungen um Wiederherstellung des alten Rechts blieben erfolglos. Am 14. April 1848 endlich verzichtete Rotenberg auf alle seine Vorrechte dem Oberamt gegenüber und erhielt dafür ein Ausgleichungskapital von 2400 Gulden ausbezahlt.

Hochwacht und Lärmkanone.

Seit altersher waren die hiesigen Bürger verpflichtet, die Wächter für Burg Württemberg zu stellen und bei drohender Kriegsgefahr derselben getreulich beizustehen. Als aber die Zeiten sich änderten, ist aus der Schirmpflicht gegen die Burg eine Feuerwache zugunsten der Umgebung gebildet worden.

Burgvogt und Schultheiß Marz hatte die gesamte Bürgerschaft aufs Rathaus berufen. Er war beauftragt, die neue Feuerordnung vom 12. Januar 1752 bekanntzugeben und daran zu erinnern, daß allein dem Burgersmann und nicht geringen Buben und Knechten die Wache zukomme. Gleichzeitig mußte auch eine Neueinteilung für die nächste Woche vorgenommen werden.

Morgens 6 Uhr meldete sich Heinrich Koch beim Burgvogt. Der Tagwächter machte seine Runde zwischen den Mauern und durch den Burghof und beobachtete fleißig die Umgebung. Nach jeder Viertelstunde hatte er sich an einer bestimmten Stelle des Schloßgrabens zu präsentieren. Von 12 Uhr an versah Karl Winzelburger den Dienst in derselben Weise. Am Nachmittag aber ging der Vogt auf ihn zu, überreichte ihm einen Brief mit dem Auftrag, denselben nach Waiblingen zu besorgen. Ohne Säumen machte sich Karl Winzelburger auf den Weg, nachdem er zuvor seinen Weggang dem Büttel im Dorfe gemeldet hatte, der dann bis zur Wiederkehr des Wächters einen Stellvertreter zu schicken hatte.

Die Wache vor Mitternacht stellten Jerg Diehl und Jonatan Currlen gemeinsam. Der erstere machte seinen Gang durch das schlafende Dörflein zur Burg hinauf und schrie mit den bekannten Versen des Nachtwächterliedes die Stunden aus. Jonatan Currlen aber hatte die Hochwacht zu versehen, patrouillieren zu gehen und parat zu sein. Mit seinem eisenbeschlagenen Stock tat er nach jeder Viertelstunde vor dem Eingangstörle des Schlosses einen kräftigen Schlag auf einen Stein und drei nach jeder Stunde. Ehe Burgvogt Marz zu Bett gegangen war, hatte er sich überzeugt, daß die Wächter auf ihren Posten waren.

Pünktlich um 12 Uhr hatte sich die Ablösung für den Rest der Nacht eingefunden. Joseph Berner rief eben die zweite Nachtstunde aus und Adolf Bube hielt auf der Mauer Ausschau. Da gewahrte er gegen Westen einen unruhigen Lichtschein. „In Münster brennt's!“ rief er vor des Burgvogts Wohnung. Dann eilte Joseph Berner so schnell als möglich durchs Jägerhaus über die Mauer, die lange Steintreppe hinab ins Dorf und sein schrilles „Feurio!“ riß die Menschen aus ihrem Schlafe. Zwölf Magistratspersonen eilen schnurstraks zur Burg hinauf, schütten vorsichtig sechs Pfund Pulver in die Lärmkanone und gleich warnt ein mächtiger Alarmschuß die Menschen im Tal vor der drohenden Gefahr. Die anderen Männer aber hatten die Feuerbutten, wovon jeder Bürger einen besitzen mußte, rasch umgehängt Als die meisten auf dem Wäsemle versammelt waren, führte sie ein Obmann

in Eilmärschen auf den Brandplatz nach Münster. Wohl war ein Haus schon abgebrannt; aber es gelang, das verheerende Element von den anderen Gebäuden fernzuhalten.

Es war schon Tag, als die Feuerwehr zurückkehrte. Und auf eine solche Tat mußte eine entsprechende Stärkung folgen. Die Burgvögtin und ihre Magd hatten schon die Schankstube gerichtet; denn wer Brunst gelaufen, hatte ein Anrecht auf ½ Maß vom Fleckenwein. Der Obmann aber, der Schultheiß und alle Gerichts- und Ratsverwandten, welche sich beim Stuck zum Lärmenschießen eingefunden hatten, sollten ein ganzes Maß erhalten. Natürlich haben die wackeren Feuerwehrleute auch dem guten Burgwein aus des Vogts eigenem Keller tüchtig zugesprochen. Und beim Löschen des Durstes kam die Rede in immer regeren Fluß. Man erzählte sich von den Feuersbrünsten in Stuttgart, Cannstatt und Fellbach. Einmal seien einige Bürger schwer bestraft worden, weil sie sich geweigert hätten, Brunst zu laufen. Die Magistratsmitglieder hätten diesmal ihre Sache gut gemacht; denn erst 1731 und 1748 seien bei einem Feuersignal das Geschütz mitsamt der Lafette vollständig zersprungen.

Als die Sonne höher stand und zur Arbeit mahnte, zerstreuten sich die Männer. Damit es aber an Pulver nicht fehle bei künftigen Gefahren, beauftragte der Burgvogt zwei jüngere Bürger, noch am selben Tag gegen Belohnung einen Zentner von Ludwigsburg herbeizuschaffen. Die Lärmkanone meldete den Bewohnern der Umgegend jede Feuersgefahr und man konnte sich unbedingt auf sie verlassen.

Einmal aber, es war am 30. Juli 1810, da hatte ein Schreckschuß unnötigerweise Alarm gemacht. Das ging so zu. Reinhold Wünsch war vor Mitternacht auf seinem Posten und waltete seines Amtes mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit. Die Sonne war längst hinter dem Burgholzhof verschwunden und es ist recht dunkel geworden, weil erst Neumond gewesen war; nur tausend Sterne glänzten am hellen Julihimmel über der schlafenden Landschaft.

Als drunten im Tale die Glocke 11 Uhr geschlagen hatte und Reinhold Wünsch wieder über die Mauer blickte, da gewahrte er etwas verschwommen im Westen eine dunkle Rauchwolke. „Feurio!“ rief er und sprang in wenigen Sätzen die Steintreppe hinunter, und Ernst Zimmer, sein Mitwächter, rannte auch und beide schrien mit vereinten Stimmen durch die Gassen: „Feuer, Feuer!“ In aller Eile schlüpften die Bürger in die Kleider. Die Magistratsmitglieder nahmen Pulver mit, ein ganzes Kistchen voll, hinauf zur Lärmkanone. „Fertig!“ ruft der Schütze. Und schon krachte ein gewaltiger Schreckschuß und weckte die Schlafenden ringsum aus ihren Träumen.

Der Obmann aber kommandierte: „Marsch, marsch!“ Und mit Fackeln und Leitern und Butten geht's talabwärts. Zuerst wollte man am Platze sein und retten und löschen. In Untertürkheim und Cannstatt hatte man sich auch die Augen ausgerieben, als die eilende Löschmannschaft vorüberging. Tatendurstige und Neugierige schlossen sich an. Es ging über die Neckar-

brücke, Stuttgart zu; denn weil jenseits des Hügels keine Gefahr drohte, mußte drüben der Flammenherd sitzen. Bald war die Höhe erreicht. Aber welch ein Bild! Da lag die Hauptstadt ruhig im Schlafe, und nirgends, aber auch gar nirgends war Feuer zu entdecken. - Die Feuerwehrmänner blickten einander an und schüttelten die Köpfe; immer aufdringlicher fragten die Neugierigen. „Kehrt marsch!“ befahl der Obmann, und es war noch stockfinstere Nacht, als sich der Zug im Heimatdörfchen auflöste.

Aber der gestrenge Amtmann in Cannstatt hat es übel aufgenommen, daß die Stadt so ganz ohne Grund aus dem Schlaf gerissen worden war, und gab den Befehl, der Magistrat möge sich alsbald verantworten. Der 1. August war ein Regentag. Fuhrmann Rommel mußte einspannen und die Magistratsherren fuhren Cannstatt zu. Warum sie die ganze Gegend alarmiert hätten, forschte der Amtmann und hatte dazu eine. ernste Amtsmiene aufgesetzt. Allein die Angeklagten waren guter Dinge, denn sie waren sich keiner Schuld bewußt. „Herr Amtmann,“ sagte der Sprecher, „unser Wächter hat in der Ferne sehr starken Rauch aufsteigen sehen. Dann muß auch irgendwo Feuer gewesen sein.“ - „Allerdings,“ sagte der Amtmann und sein Gesicht heiterte sich auf, „ich habe in Erfahrung gebracht, daß zur selben Zeit in einer Ludwigsburger Fabrik etwas verbrannt worden sei, was einen sehr starken Rauch verursacht habe. Aber wie kommt ihr dann nach Stuttgart zum Löschen?“ - Die Magistratsherren zuckten die Achseln: „Dann haben wir halt die Richtung verfehlt. Aber gebrannt hat es doch!“

Wohlgemut fuhren die Ratsmitglieder davon. Im Hirsch kehrten sie ein. Bald war die ganze Löschmannschaft versammelt. Man lachte vergnügt über das nächtliche Abenteuer und die Gemeindeverwaltung spendete jedem Beteiligten ein Maß Wein vom Besten.

Mit dem Abtragen der Burg ist ohne Zweifel auch die Lärmkanone verschwunden. Am 9. Juli 1838 hat der Gemeinderat beschlossen, die allgemeine Verpflichtung zur Feuerwache aufzuheben und dafür zwei bezahlte Nachtwächter anzustellen, die aber auch die Stunden ausrufen mußten, wie es seit Jahrhunderten geschehen ist. Aber die neue Zeit ging schließlich darüber hinweg. Ein Stillwächter bediente von 1899-1905 die Kontrolluhr und hernach der Polizeidiener nach dem Abbieten. Nun ist auch dieser letzte Rest dahin und die Gegenwart mit ihrem elektrischen Licht, mit Fernsprechleitungen und Feuerwachen verzichtet auf den uralten Dienst des Nachtwächters.